

Berlinische Galerie: Werkschau des ukrainisch-jüdischen Fotografen **Boris Mikhailov**

Am Rand mittendrin

Von Anita Wünschmann

Time is out of Joint« in der Berlinischen Galerie: Die Retrospektive Boris Mikhailov spannt einen großen Bogen von frühen Arbeiten aus den Sechzigern bis zum Gegenwartsschaffen des 1938 in Charkow (Ukraine) geborenen Künstlers. Anders gesagt: Hier zeigt sich das gesamte vitale, traurige, glückliche, trostlose, fantasievolle, sich selbst behauptende, nackte Leben, wie es der Menschenfreund Boris Mikhailov seit mehr als fünfzig Jahren mit seiner Kamera festhält. Er begann als Amateur und gilt längst als einer der großen konzeptionell arbeitenden Fotokünstler – ein Besessener offenbar, der keinen Schritt macht, ohne seine Umwelt einem fotografischen Blick zu unterziehen. Dies bezeugen international viel beachtete Ausstellungen in Frankfurt am Main, Zürich, bei Saatchi in London, New York, Biennale-Teilnahmen in Sydney, Venedig und San Sebastián.

In zahlreichen Serien hat er sich mit dem Alltag, dem privaten und dem offiziellen Raum, dem Ausdruck des Individuellen in der Zeit der Sowjetmacht, mit dem Bild des Deutschen als NS-Besitzer beschäftigt, mit der Sehnsucht nach Schönheit und Wahrheit, mit Hässlichkeit und Schein. Er untersucht das Leben mit vielfältigen visuellen Strategien wie Kolorationen von Schwarz-Weiß-Fotos, Dopplung von Dias, textbegleiteten, collagierten Alltagsfotos und Einzelporträts. So entstand 1968 und 1979 das »Schwarze Archiv«, dann die Dia-Serie »Überblendungen« und zeitgleich die »Rote Serie« (1968–1975). Er zeigte das laszive Sommerleben der Intellektuellen im »Krimeischen Snobismus«. Es folgen die »Blaue Serie«, mit der die Blockade- und Kriegszeit wie aus einem schmerzlichen Unterbewusstsein aufscheint. Dann die Rollenbilder des Bösen: »Wenn ich ein Deutscher wäre« (1994) und vieles mehr.

»Ich habe kein großes Verlangen, am Ende der Welt zu sein und das Wichtigste, Interessanteste und Aufregende aufzunehmen. Die Aufgabe besteht heute in der Wahrhaftigkeit«, notiert er zu einem der 1982 geschaffenen Klebebilder. Und weiter heißt es: »Ein Fotograf ist kein Held. Das neue Schöne ist kultiviert, gut. Ist maß-



Aus der Serie »Salt Lake«, 1986 / 1997. © Boris Mikhailov / Leihgabe der Kunststiftung Bernhard Sprengel und Freunde

Foto: Berlinische Galerie

voll, nicht laut, nicht aufregend, nicht vulgär, nicht zu ausgedacht, usw. Alles andere geht nicht.«

In Berlin ist Boris Mikhailov kein Unbekannter. Schon in der Galerie Barbara Weiss waren die edlen Silber-Gelatine-Abzüge von der Reihe »Salt Lake« (1986) zu bewundern. Sie führen ins Strand- und Bademilieu, als wäre Mikhailov ein später Verwandter Heinrich Zilles. Zuletzt waren die tagebuch-ähnlichen Fotocollagen im Jüdischen Museum in der Ausstellung »Heimat« zu sehen.

Seine berühmte »Krankengeschichte« verlangt dem Betrachter Einiges ab. Die 1990 entstandenen Porträts von Obdachlosen zeigen Menschen, die infolge der gesellschaftlichen Umstrukturierung in der Ukraine in elender Armut lebten. Er dokumentierte gemeinsam mit seiner Frau in inszenierten

Fotos ihre körperliche Verfasstheit als ein erschütterndes Indiz gesellschaftlicher Zustände und – so wurden sie auch wahrgenommen – als Skandalbilder. »In den Neunzigern«, so Mikhailov, war das »Alltägliche vor allem das Existenzielle, das Bedrohliche.« Obwohl er sich einem seit Zolá in Bild und Literatur existenten Genre zugewandt hat, brachte ihm die Drastik der Bilder den Vorwurf ein, es ginge um pure Sensationslust.

Eine der frühesten Arbeiten ist die »Serie Rot«. Rot, Rot, Rot – die intensive Signalfarbe wandelte sich von ihrem polithistorischen Anfang als »Farbe der Revolution« zu einem flächendeckenden Politdekor. Boris Mikhailov hat darauf mit Ironie reagiert und die Überzeichnung, hier fast im wörtlichen Sinne, war ihm ein geeignetes Mittel, sich der Normierung zu ent-

ziehen. Rot ist eben viel mehr: Es ist die Farbe der Avantgarde und die der Liebe, auch jene der schlichten Alltagsschönheit vom Kopftuch bis zur Tomate.

Wenn inzwischen die Ukraine selbst wieder ein Reiseziel geworden ist, kann das nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie dennoch eine der großen Armutsregionen ist, ein von der wechselvollen und ungemein tragischen Geschichte erschöpftes Land, dessen politische Kontroversen, mit der orangenen (wieder eine Symbolfarbe!) Revolution ja keinesfalls ein Ende gefunden hat. Mikhailov ist einer der kritischen Begleiter dieses Prozesses, der vor allem nach der Chance des Einzelnen dabei sucht. Er ist von Haus aus Ingenieur. Aus dem Hobby Fotografie wurde spätestens dann eine Profession, als er seine berufliche Tätigkeit infol-

ge von Repressionen nicht mehr ausüben konnte. Aktfotos, die im Betriebslabor gesichtet worden waren, gaben den Anlass. Dabei durchzieht gerade diese Sinnlichkeit, die zuweilen an Lucian Freuds opulente Akte denken lässt, sein Werk. überhaupt arbeitet Boris Mikhailov vielfach mit ikonografischen Mustern der westlichen Malerei und konfrontiert diese mit der reichen visuellen Prägung seines Herkunftslandes zu einem ost-westlichen Bilderbogen. Heute lebt der viel beachtete Fotokünstler in Berlin, wohin er ursprünglich mit einem DAAD-Stipendium kam, und pendelt häufig in seine Heimatstadt. Seine bislang letzte Serie ist den Straßen Berlins gewidmet.

Boris Mikhailov. Time is out of Joint. Fotografien 1966-2011. Bis 28.5., Mi-Mo, 10-18 Uhr